



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tschirch, Otto: Wilibald Alexis : ein Gedenkblatt zum hundertsten  
Geburtstag des Dichters (29. Juni 1898) : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wilibald Alexis

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Dichters (29. Juni 1898)

(Schluß)



Im Jahre 1840 erschien der zweite große vaterländische Roman Härings, der Roland von Berlin. Fidicins Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin, die 1837 erschienen und reiches Material zur Geschichte der Unterwerfung Berlins und Kölns durch Friedrich Eisenzahn boten, haben ihm offenbar die Anregung dazu gegeben, weshalb er auch in seinem Werke den gelehrten Stadtarchivar als Ratschreiber Fidicinus verewigt. Es lockte den Dichter, der seit Jahren Bürger und Hausbesitzer in der preussischen Hauptstadt war, die Vergangenheit seiner zweiten Heimat dichterisch zu verherrlichen, und in der That hatte er in dem Konflikt zwischen Fürsten- und Städtemacht einen höchst dankbaren kulturgeschichtlichen Stoff erfaßt. Das Steinbild vor dem Rathause ist das stolze Symbol der Stadtfreiheit. Am Ende der Erzählung läßt der Kurfürst den Roland zertrümmern zum Zeichen seiner Hoheit über die Stadt. Hüter des Rolands, Verteidiger der Stadtfreiheit ist der Bürgermeister Johannes Rathenow, der auf dem Rechte der Stadtgemeinde besteht, stolz seine Überzeugung gegen alle vertritt und doch schließlich dem Kurfürsten unterliegt, der ohne ängstliche Scheu vor Herkommen und geschriebnem Rechte die notwendige Hoheit über die Städte aufrichtet. Rathenow kehrt zuletzt der Stadt den Rücken, die die Freiheit verloren hat, und nimmt sein Recht mit in die Verbannung. Aber auch der Kurfürst darf sich seines Sieges nicht freuen; die redlichen Männer in der Stadt versagen ihm den Dienst. Er muß den verächtlichen Walzer Boytin zum Bürgermeister bestellen, und endlich sehen wir ihn, lebensmüde und krank, scheiden, kummervoll erkennend, daß es ihm nicht beschieden war, der Mark Glück und Frieden zu bringen. Mit diesem politischen Hergang ist eine anmutige Liebesgeschichte verflochten. Der lebenslustige, zu allen Schelmenstreichen aufgelegte Webergesell Henning Wolner liebt des Bürgermeisters Tochter Elisabeth, die doch bei der tiefen Kluft zwischen Patriziern und Zünften nie die seine werden kann. Seinem dringenden Werben gegenüber vermißt sich der Vater, die Vermählung zu hindern, solange der steinerne Roland auf seinem Plage bliebe. Aber Henning verläßt die Stadt, gewinnt durch tapfere Thaten des Kurfürsten Gunst und kehrt nach ruhmvollen Kämpfen in der Ferne als Edelmann zurück. Als nun der Roland stürzt, ist des Vaters Troß gebrochen, und er fügt sich in die Verbindung.

Mag diese Handlung von überreichen Arabesken allzu dicht umspinnen sein, die eigentliche Schönheit des Werkes liegt in den köstlichen Kulturbildern, die der Roman im einzelnen bietet. Der Eingang führt uns in das hoch-

geiebelte gemeinsame Rathhaus von Berlin und Köln auf der langen Brücke (der heutigen Kurfürstenbrücke) zwischen beiden Städten. Im Saale drinnen tagen die Rathsherren mit heißen Köpfen und streiten erbittert über das Wohl der Städte hin und her, bis der biedre Nikolaus Perwenitz, Rathsherr der Altstadt Brandenburg, aus dem Straßengedränge emporgehoben, durch das Fenster einsteigt und als kluger Mittelmann durch prächtige Späße und lustige Geschichten die Aufgeregten beschwichtigt und versöhnt. Vor dem Rathhause drängt sich die dichte Volksmenge, mit wildem Lärm den Chor bildend zum Streite im Hause. Aus den Fenstern der Herberge lugen Raubritter, die infognito in der mit ihnen verfeindeten Stadt weilen, und freuen sich, wie sich die Käsekrämer die Hälse brechen. Den tollen Hexensabbat aber beobachtet der Kurfürst Friedrich, der unerkannt in der Stadt umherwandelt, mit scharfen, klaren Augen und sucht sich den Bauplatz zur künftigen Zwingburg in der Stadt. Köstlich ist auch die Barbierstube des geliebten Hans Ferbig, der jeden Kunden umschmeichelt und doch zum besten hat, der tolle Fastnachtzug der unzufriednen Gewerke dem Räte zum Hohn, der Schmaus, den der Rathsherr Wins der Stadt giebt, und der schließlich mit dem Zank der Männer und einer Schlägerei der Frauen endigt. Auch in die Seele der von jenem Zeitalter Ausgestoßnen sehen wir. Wir treten in die Südingasse, wo der verachtete Ebräer vor den Fäusten der Gassenbuben zittert und den Tag der Vergeltung erwartet, und vor das Thor, wo der Rat die rote Hanne mit dem Glüheisen brennt und die schöne Salome auspeitscht, weil sie eine ehrsame Patrizierstochter geneckt hat. In dieser Sache steckt etwas von dem grausamen Humor Shakespeares. Die beiden ausgestoßnen Weiber liegen vor Schmerzen sich krümmend im Schnee. Da nahen aus der Stadt im dichten Schneegestöber zwei wilde Gestalten, Raubritter, die ihren schwer trunkenen Genossen Köpfin Zarnedow nicht weiterbringen können und den Bewußtlosen im Schnee liegen lassen. Die Weiber aber retten ihn vom sichern Tode, und er verfällt der Botmäßigkeit der schönen Salome. Mit welchem bezaubernden Humor ist die Gedankenwelt der beiden Genossen jenes Ritters, Buffo von Boß und Wedigo von Lüderitz, dargestellt, wie die beiden Wegelagerer, die einen Krämer geplündert haben, im dichten Waldversteck liegen, geängstigt durch das Horn der Berliner Verfolger unter Henning Molner, durch Rüdengeläuf und die Waldhorntöne des kurfürstlichen Gefolges! In diesen mit erstaunlicher Lebenswahrheit gezeichneten Genrebildern liegt der Wert dieses vaterländischen Romans, der wie kaum ein anderer in das äußere und innere Leben einer mittelalterlichen märkischen Stadt einführt.

Wilibald Alexis fühlte selbst, daß er nun auf der rechten Bahn zur Meisterschaft war. Immer tiefer drang er ein in die Vergangenheit der Heimat. Bald fesselte ihn ein merkwürdiges Problem der märkischen Geschichte des Mittelalters und lockte ihn unwiderstehlich zu dichterischer Gestaltung. Es ist jenes Rätsel, das schon die Zeitgenossen nicht lösen konnten, und an dessen Entzifferung sich Geschichtsforscher und Dichter wie Fouqué, Achim von Arnim, Klöden, von Puttkitz u. a. immer wieder versucht haben: die Wiederkehr des Markgrafen Woldemar in die Mark nach dreißig Jahren. Klöden hat ihn als echt urkundlich erweisen wollen, und Gustav zu Puttkitz hat in dieser Voraussetzung ein Drama geschaffen. Wilibald Alexis hält den zurückgekehrten Woldemar für einen Betrüger und hat sich die Aufgabe gestellt, psychologisch zu begründen, wie ein solcher Betrüger auftreten, wie er eine Zeit lang erfolgreich herrschen

konnte, und was in seiner Seele vorging. In der That hat Alexis das Problem tiefer und feiner als alle andern Bearbeiter dieses Stoffes gefaßt. Während in Schillers *Demetrius*, der einen ähnlichen Gegenstand behandelt, der Held in gutem Glauben, der echte Herrscher zu sein, die Krone ergreift, dann aber dadurch, daß er erfährt, er sei es nicht, in innern Zwiespalt gerät, von Ehrgeiz ergriffen die Rolle fortspielt und so den tückischen Mächten der Erde erliegt, ist sich der falsche Woldemar von vornherein seines Betrugs bewußt, glaubt aber aus innerm Verufe bei dieser Täuschung recht zu handeln.

In schwerer Bedrängnis seufzt die Mark. Seit dem Tode des großen Woldemar wird sie unter den Bayern, die kein Herz für die Mark haben, verwüstet durch die Einfälle der barbarischen Litauer, durch die furchtbare Geißel der Stellmeiser, die im Lande plündern, brennen und sengen, durch die Raubgier der Nachbarkürsten, durch die Feindschaft der Kirche, die das treue Volk für den gebannten Fürsten büßen läßt. Weithin erwacht die Sehnsucht nach dem großen Askaniern, unter dem das Land blühend und mächtig dastand. Und diesen verlangenden Traum des Volks wollen finstre Mächte zum Verderben des bayrischen Fürstenhauses ausnutzen. Ein liebendes, rachedürstendes Weib, die Gräfin Mathilde von Nordheim, die der Markgraf Ludwig verlassen hat, verbindet sich mit dem märkischen Klerus und den länderhungrigen Nachbarkürsten, um durch die angebliche Rückkehr des großen Woldemar die Bayern zu entthronen. Es gelingt ihnen, ein geeignetes Werkzeug zu finden. Es ist der Müller Jakob Rehbock, der früh in den Dienst des Markgrafen Woldemar getreten war, mit all seinen Heimlichkeiten vertraut ist, ihm körperlich und geistig ähnlich ist, und der bei dem Tode seines Herrn von ihm beauftragt wurde, zur Buße seiner Sünden eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. Aber er geht auf das Intriguenspiel der Ränkeschmiede nur ein, um dem lang gequälten Lande ein Retter zu sein und Frieden und Ordnung zu bringen. Durch Gebet und ernste Selbstprüfung in der Einsamkeit unsterblicher Pilgerschaft bereitet er sich zu seinem Werke vor, und als er hervortritt, setzt er alle, selbst die Mitwiffer des Gaukelspiels, durch seine fürstliche Hoheit, durch seine Herrscherweisheit, durch seine sichere Selbständigkeit in Erstaunen. Es gelingt ihm in der That, das Volk zu gewinnen, und er waltet wie ein echter Herr über das lang gequälte Land, das er gegen die Intriganten, die ihn benutzen wollten, machtvoll schützt. So darf er sich echt fühlen, weil seine echte Herrschernatur der Not des Landes ein Ziel zu setzen vermag, wie es der echte Woldemar verstanden hätte. Er selbst rechtfertigt sich noch auf eine andre mythisch romantische Art. Indem er übernahm, für die Sünde seines Herrn eine Wallfahrt anzutreten, hat gleichsam eine Seelenwanderung stattgefunden. Indem er die letzten Wünsche, Gedanken, die allerheiligste Vollmacht des Sterbenden empfang, starb er für sich, für die Welt, für Kind und Haus und lebte nur noch für den Ruf Gottes, der ihn in der Sehnsucht des geängsteten Volks nach der geliebten Heimat zurückrief. Mit großer Wirkung hat der Dichter geschildert, wie der Markgraf seine Sendung erfüllt und selbst die Anerkennung des Kaisers gewinnt. Aber er bleibt nicht derselbe. Es kommt eine Zeit, wo ihn das Vertrauen des Volks nicht mehr stützt, weil er in verblendeter Selbstüberhebung als ein auserwähltes Rüstzeug allzeit die Hilfe der himmlischen Heerscharen erwartet. Er hält sich für einen Propheten, aber seine Weissagungen gehen nicht in Erfüllung, und so schwindet seine Macht, und er verzichtet schließlich auf sein Markgrafentum, besiegt aber ungebeugt, und auch nur deshalb, weil

er in dem neuen bayrischen Markgrafen Ludwig dem Römer einen Überlegnen, einen strengen und gerechten Richter der Friedebrecher erkennt.

Wilibald Alexis hat den falschen Woldemar immer für seinen gelungensten Roman gehalten, und man fühlt, er hat jede Zeile mit seinem Herzen geschrieben. Man kann darüber streiten, ob es ihm gelungen ist, das schwierige psychologische Problem, das er sich selbst gestellt hat, rein aufzulösen. Gewiß ist, daß uns auch in diesem Werke wahre Kabinettstücke historischer Genremalerei erfreuen. So ist gleich der Eingang prächtig gelungen. Eine bunte Reisegesellschaft, Ritter, Kaufleute, Mönche, Bauern, Juden usw., die sich zur Wandrung durch das unsichere Land zusammengethan hat, zieht ängstlich von Ort zu Ort. Vergeblich suchen sie einen Rastort zur Nacht, im Krüge wagen sie nicht zu nächtigen, auch nicht auf einer Burg, da sie den Schloßherrn selbst fürchten. Am Thore einer Stadt werden sie zurückgewiesen, weil man argwöhnt, sie seien verkappte Stellmeiser; ein Dorf, auf das sie ihre Hoffnung gesetzt haben, finden sie ausgebrannt, und so lagern sie in den Mauern einer zerstörten Mühle. Auch das freie Leben im Walde bei den Stellmeisern ist voll romantischen Zaubers. Am packendsten aber, echt niederländische Gemälde, sind die Szenen bei der Warte von Gransee. Die Weiber der vom Raubritter Hans Lüddecke überfallnen Stadt warten auf die Rückkehr der Männer, die ausgezogen sind, um den Überfall der Schnapphähne zu rächen. Sie haben ein Weib auf den Wartturm gesetzt, weil der rechte Wächter den Angriff trunken verschlafen hat. Nun verlachen sie die heimkommenden Bürger ob ihrer Sorglosigkeit, die aber zeigen frohlockend ihren Fang, den Räuber, den sie richten wollen. Auch der pflichtvergeßene Türmer soll sterben, aber um Milde zu üben, begnadigt der Rat einen von beiden, wenn der eine das Henkeramt am andern vollstreckt. So werden denn beide waffenlos in den Turm gesperrt, und das ganze Stadtvolk harret gespannt auf den Ausgang des Spruchs, bis Woldemar erscheint, durch sein fürstlich machtvolles Wesen den Raubritter befreit, unter sein Gericht zwingt, ihn begnadigt und den wilden Gefellen zu seinem treuesten Diener gewinnt.

Man kann sagen, im Falschen Woldemar hat Wilibald Alexis nach der höchsten Palme der Kunst gerungen, und er ist nicht allzuweit hinter seinem Ziele zurückgeblieben. Aber der Erfolg beim großen Publikum blieb aus, und auch urteilsfähige Kunsttrichter wie Tieck und Friedrich von Raumer konnten sich nicht entschließen, seiner Dichtung in die wüsten, für sie unerquicklichen Gebiete des Mittelalters zu folgen. Der Dichter hatte vieles zu überwinden, empfand tief den Mangel an Aufmunterung, am tiefsten aber wohl, daß sein kunstfönniger König in einem eigenhändigen Briefe ihm seine 1843 in der Wossischen Zeitung veröffentlichten Artikel für die Pressfreiheit strafend vorhielt und ihn der unüberlegten Verdächtigung der preußischen Landesverwaltung beschuldigte, aber niemals ein Wort der Anerkennung für den treuen, von den Demokraten oft servil gescholtenen Dichter der Mark übrig hatte.

Wilibald Alexis verfolgte den einmal eingeschlagenen Weg des vaterländischen Romans trotz geringer äußerer Erfolge unbeirrt weiter. Er wollte nicht mehr den Vorwurf von den Freunden hören, daß er umherfuche und sein Eignes aufginge in fremder Weise. Er sagte es frei heraus in der Vorrede seines nächsten Werkes: „Ich suche nicht mehr, weil ich gefunden habe. Ich glaube, daß ich die Weise anslug, die mein eigen ist, und nun will ich auf dem Wege gehen, den ich mir bahnte.“ Dies Werk waren „Die Hosen des

Herrn von Bredow.“ Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, das Reformationszeitalter in der Mark Brandenburg zu schildern. Jetzt entstand das Buch, das seinen Schöpfer am meisten populär gemacht hat, und das in glücklichster Mischung gemüthvollen Humor und tragischen Ernst verbindet. Die Hosen des Herrn von Bredow sind ein altes, bis in die mythische Urzeit zurückgehendes Erbstück, das der gegenwärtige Besitzer besonders wertzählt, und von dem er sich nie trennt. So muß denn die Keulichkeit liebende Gattin Brigitte die acht Tage benutzen, in denen der wackre Landjunker seinen Niesenrausch vom märkischen Landtage ausschläft, um die Hosen zu waschen, die durch List unter dem Kopfe des schnarchenden Gatten hervorgezogen werden müssen. Wenn man die gewaschenen Hosen ein paarmal durch den Schmutz zieht, merkt Götz die geschehene Unthat nicht. So geschieht's am Anfange des Romans; aber der Dämon steckt in den Hosen, und so richten sie allerlei Wunderdinge an; sie kommen bei der großen Herbstwäsche abhanden, und weil der Nefte des Ritters Hans Jürgen sie im Walde suchen muß, bleibt er von einem Raubanfall auf einen Krämer fern, den die Freunde und Hausgenossen unternehmen. Der unschuldige Götz, der indessen geschlafen, wird wegen dieses Verbrechens angeschuldigt und verhaftet, aber die Hosen weisen sein Alibi nach und bewirken seine Freisprechung, obwohl er sich in seiner Einfalt schon zu einem Bekenntnis hatte bereden lassen. Auch weiterhin wirken die Wunderhosen. Götz hat sich in der Trunkenheit mit andern Junkern in eine Verschwörung gegen den Kurfürsten eingelassen, er weiß selbst nicht, warum. Damit er sein Wort nicht halten kann, entführt Brigitte ihm das Beinkleid und schließt den Eheherrn in der Burg ein, reichliche Speisen und Getränke zurücklassend. Die Hosen zieht mittlerweile der junge Hans Jürgen an, belauscht in der Bekleidung des Ohms die Verschwörer und rettet durch die Entdeckung den Fürsten und das Land.

Auch nach dem Tode Götzens ist die dämonische Wirkung der Hosen noch nicht zu Ende, doch tritt dieses komische Motiv mehr zurück hinter den ersten Schicksalen des Brandenburger Fürsten Joachims I., der hochgestimmt und geistesstolz an eine höhere Mission seines Lebens glaubt, aber durch seine Überhebung und seine rücksichtslose Neuerungssucht allmählich immer mehr vereinsamt. Die Einsamkeit und der Eigenwille verführen Joachim dazu, sich in der großen Angelegenheit der Zeit, der Reformation, dem einmütigen Verlangen seines Volkes entgegenzustemmen, ja in thörichtem Aberglauben eine unmittelbar drohende Sündflut auf dem Kreuzberg abzuwarten, bis der kritische Tag ohne eine Katastrophe vorübergeht. Schließlich zerstört er sein häusliches Leben durch das Festhalten am alten Glauben, da die Gattin, von ihm bedroht, aus dem Lande flieht. So endet der hochbegabte Fürst im tiefen Schmerz, für eine verlorne Sache gekämpft zu haben.

Aber eine magere Inhaltsangabe vermag nicht dem reich quellenden Leben dieses Werkes gerecht zu werden. Doch darf man voraussetzen, daß die resolute Brigitte, der wackre Götz mit dem kerngesunden Appetit und der Angst vor dem Denken, die neckische und herzengute Eva, der unbeholfne, aber krebzbrave Hans Jürgen, der wilde Pfaffenfeind Hake von Stülpe mit dem falschen Wolfsgeheul im deutschen Hause, oder doch wenigstens im märkischen, liebe Bekannte sind. Nirgends auch hat sich unser Dichter zu so köstlichen Naturschilderungen der einfachen märkischen Landschaft erhoben als in diesem Werke. Er hat dem Märker das Auge zu öffnen verstanden für all das Schöne, das

in seiner einförmigen Ebne liegt: die in der Abendsonne glühenden roten Rieferstämme, die mittägliche Stille der schwülen, weiten Heide, die blauglänzenden Seenspiegel mit dem einsam kreisenden Reiher darüber.

Die fruchtbare Thätigkeit der letzten Jahre machte ihm eine größere Erholungsreise erwünscht. Mit seiner trefflichen Gemahlin Lätitia, einer Engländerin, ging er nach Italien, wo er sich in Florenz, Rom und Neapel längere Zeit aufhielt. Hier lernte er den märkischen Edelmann und Dichter Gustav zu Putlitz kennen, der mit großer Verehrung an dem Dichter der brandenburgisch-preussischen Geschichte hing und ihm lange Jahre hindurch ein treu ergebener Freund gewesen ist. Sie standen beide seitdem in brieflichem Verkehr und vereinigten sich im Sommer 1848 sogar zu gemeinsamer Arbeit an kleinen politisch-satirischen Lustspielen. Im Juni 1848, als in der Heimat die Stürme der Revolution tobten, kehrte Häring über Frankfurt a. M. zurück, wo er das deutsche Parlament und die ersten Frühlingstage nationaler Begeisterung sah. Seine Rückkehr nach Berlin wurde durch die Schrecken des Zeughaussturmes verzögert, und nachdem er noch ein paar Tage in Lehnin bei seinem Schwager Scheffler verweilt hatte, betrat er die Residenz, tief enttäuscht über die anarchischen Zustände, die Schwäche der Regierung und die Ohnmacht der Bürgerwehr. Den Druck der Zeitverhältnisse empfand er auch in seinen eignen Vermögensumständen. Sonst wohlhabend, war er durch allerlei Verluste eine Zeit lang ganz auf den Erwerb seiner Feder beschränkt, und da die Verleger sich scheuten, größere litterarische Werke herauszugeben, so war er genötigt, unter die politischen Publizisten zu gehen, wozu ihn ohnedies das Verlangen trieb, in diesen Tagen der Verwirrung handelnd einzugreifen. Er wurde im Januar 1849 Mitredakteur der Wossischen Zeitung, die damals eine gemäßigt konservative Richtung verfolgte. Außer der täglichen angestregten Redaktionsthätigkeit äußerte er auch in den mit besondrer Chiffre (□) bezeichneten, bisher unbeachteten Leitartikeln seine politische Ansicht, die bald mit der der übrigen Herausgeber, namentlich seines Veters Kellstab, in offenen Zwiespalt geriet. Er, der Herold der Idee des Preußentums, war von der Überzeugung im innersten erfüllt, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, wo der Hohenzollernstaat an die Spitze des deutschen Vaterlands treten müsse. Hinter dieser größten Frage verschwanden ihm alle andern Interessen, und so sind fast alle seine Artikel jenes halben Jahres (etwa sechzehn an der Zahl) diesem Gegenstande gewidmet. Als unter den größten Schwierigkeiten die Idee des preussischen Erbkaisertums im Frankfurter Parlament allmählich Boden gewann, kämpfte er für sie immer wieder mit leidenschaftlichem Eifer in seiner Zeitung. Da er jetzt den großen Schicksalstag gekommen wähnte, verteidigte er die Frankfurter Versammlung warm gegen die roten Demokraten und die Stockpreußen, die die deutsche Krone nicht aus den Händen der Volksvertreter annehmen wollten. Er giebt ihnen den Vorwurf des träumenden Idealismus, den sie den Frankfurtern machen, zurück, da sie glaubten, das alte Preußen, das unwiederbringlich dahin sei, könne noch ferner bestehen, ohne mit Deutschland zu verschmelzen. Die preussischen Kammern ruft er auf, die Stimme der Krone in diesem Augenblicke durch die ihre zu unterstützen, daß sie klinge wie ein voller Glockenlaut. Seine Muse offenbaren bald frohe Hoffnung, bald Enttäuschung, aber immer hoch gespannte nationale Empfindung. Endlich am 28. März erfolgt die Kaiserwahl, die Frankfurter Deputation erscheint in Berlin und empfängt am 3. April die Antwort Friedrich Wilhelms IV., er sei vor dem

König der Könige mit seinem Gewissen zu Räte gegangen und könne nicht mit einer Verletzung heiliger Rechte und ohne das freie Einverständnis der Fürsten eine entscheidende Entschliebung fassen, müsse es vielmehr der Beratung der deutschen Regierungen vorbehalten, ob die Verfassung den Einzelnen wie dem Ganzen fromme.

Am Tage darauf finden wir an der Spitze der Zeitung einen von flammender Erregung erfüllten, atemlos niedergeschriebnen Erguß des Dichters, der sich unerbittlich richtend unmittelbar gegen die Worte des Monarchen wendet: „Wo der »König der Könige« seinen Sturm wehen ließ über die Erde, fielen auch Kronen wie Spreu im Winde. Nicht das Alter, nicht das heiligste Salböl auf der Stirn schützte. Der Geist des angerufenen Königs der Könige war nicht bei den frommen Männern, welche die heiligen und unantastbaren Pflichten und Rechte der Einzelnen sorgfältiger achteten als das große Gemeinwohl, sondern bei denen, welche die Zeit und ihre Not erkennend, das thaten, was für alle Not war, und nach dem Schwert, dem Szepter, der Krone griffen, die allein Schutz vor dem Wüten, Ordnung in dem Chaos versprach, die da nicht fragten, ob dieses oder jenes Recht dadurch gekränkt würden, denn vor dem heiligsten Rechte der Selbstrettung eines großen Volkes verschwindet das verbrieft und versiegelte Recht der Gewaltigen wie der Kleinen, wie Spreu im Winde. Wie man ihre Wunden heilt, ihre Verluste entschädigt, ist nachher Frage. Diese großen Männer sind die Leuchtpunkte in der Geschichte des Menschengeschlechts. Ohne sie wäre die Welt in Verdummung oder Barbarei versunken; darum, selbst wo ihre Hände von Blut gefärbt sind, waren sie die Wohltäter der Völker. Sie sind es, die unsre Geschichte gemacht, die mit der Kraft, die ihnen Gott gegeben, den Wagen fortrissen aus den alten Geleisen trotz des Angstschreis, trotz der Gespenster, die man beschwor, sie von ihrer Vermessenheit zurückzuschrecken, und ihre Thaten sind der Quell unsrer Geschichte, sie sind unsre Geschichte selbst, von dem König der Könige gemacht, zugelassen; oder die hätten Recht, die da behaupten, es wäre unsre Geschichte, unsre Welt und wir alle ohne Gott!“

Wie mit des Dichters Herzblut geschrieben klingen diese dem empörten Innern entströmten Worte. Später wird er wieder ruhiger, bleibt aber immer bitter und schmerzvoll bewegt. Er meint, die Partei werde sich täuschen, die da glaube, die deutsche Nation sei nun über ihre wichtigste Angelegenheit zum Schweigen gebracht. Und als Graf Brandenburg in des Königs Auftrage vor den preußischen Kammern der öffentlichen Meinung Deutschlands sein Niemals! Niemals! entgegensetzt, beklagt er das Wort als eine unwiderrufliche Abjage an das deutsche Volk. Die stolzen Preußen, die das nicht als ein Geschenk annehmen wollten, was ihnen ohnehin dereinst zufallen müsse, schilt er Egoisten. Käme es wirklich einmal zur Einheit, so werde unfreiwillig und mit großendem Herzen erfolgen, was jetzt mit Freuden möglich war. Die Entgegnung, daß ein Steuermann gefehlt habe, der das Schiff in den Hafen führte, läßt er nicht gelten. Er klagt den Berliner Hof an, daß er den treuen, klarsichtigenden, mutvollen Heinrich von Gagern, der Deutschland retten konnte, von sich gestoßen und zu Falle gebracht habe. Dann schweigt er wohl wochenlang und erklärt sein Verstummen aus Ekel und Schmerz über den herzerreißenden Ausgang der nationalen Hoffnungen, und weil er kämpfen müßte mit denen, die er ehre und liebe. Er verteidigt sich gegen den Vorwurf der Demokratie. Er nimmt es als sein gutes Recht in Anspruch, als preußischer Schriftsteller.

der ein Leben dichterischer Thätigkeit den Großthaten der Hohenzollern geweiht, so zu reden. Er habe die großen Männer gepriesen, die mit Charakterstärke und eisernem Willen rücksichtslos thaten, was ihre Zeit forderte. Wenn sie ein Volk nach ihrem Bilde schufen und ein stolzes Volksbewußtsein hervorriefen, so verlange nun das mündige Volk von ihnen die Befriedigung seiner nationalen Hoffnungen. In der That war es ein merkwürdiges Schicksal Görings, daß, wie er am 19. April 1849 an seinen Freund Putliz schreibt, „er, der bis dahin als Dichter, in der Idee des Preußentums, der Hohenzollernschen Mission mit allen Kräften aus vollster Überzeugung gelebt, sich nun durchdrungen fühlte gegen dieses spezifische Preußentum mit allem, was ihm an Kraft blieb, zu kämpfen.“ Es ist überflüssig, an den Gedanken des Dichters Kritik zu üben. Sie ergiebt sich von selbst. Während aber wirkt auf uns, die die Erfüllung gesehen haben, des Mannes mächtige Sehnsucht nach dem rettenden Mann und seine klare Erkenntnis, daß „nur eiserner Wille und kräftige That Deutschland aus seiner Fäulnis und Erstarrung reißen könne“ (Vossische Zeitung, 30. Dezember 1849).

Bald verstummte er ganz als Publizist. Sein Herz war zu leidenschaftlich, zu empfindsam, als daß es in dem Tagesstreit der politischen Meinungen hätte dauernd leben können. Tief verwundet zog er sich zurück. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die herben politischen Erfahrungen dieses Jahres die Schwungkraft seines Wesens gelähmt haben und dem Gleichgewicht seines Dichtergeistes verhängnisvoll gewesen sind. Steht er vor 1848 auf der Höhe heitrer, lebensfrischer Schöpferkraft, so konnte nun das Gemüt des Dichters dem niederschlagenden Eindrucke der kleinlichen Reaktionsjahre nicht entfliehen, in denen Preußen seine deutsche Aufgabe ganz vergaß. In der Verstimmung jener hoffnungslosen Periode versenkte er sich in die Zustände des preußischen Staats vor 1806 und schrieb 1852 den Roman: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, der jene berühmte Mahnung des Gouverneurs Schulenburg nach der Schlacht von Jena zum Titel hat. Indem er die verweidlichte, geistreichelnde Generation vor der Katastrophe von Jena schildert, hielt er seinem Volke einen Spiegel vor. Auf 1806 folgte die große Zeit der Reformen und der Freiheitskriege, auf die auch im Buche hingewiesen ist. Das mußte die Hoffnung erwecken, daß auch die trüben Tage der Gegenwart von einem neuen nationalen Aufschwung abgelöst würden. Aber es lag in dieser herben Darstellung der Zeit vor und nach dem Zusammenbruch auch die schmerzliche Frage: Warum sind alle die schönen Keime der verheißungsvollen Zeit der Wiedergeburt Preußens verkümmert? Vielleicht ist dieser Roman das geistreichste Buch Görings. Mit erstaunlicher Kunst werden uns alle Stände der Berliner Gesellschaft um die Wende des Jahrhunderts vorgeführt. Im Mittelpunkt steht die Geheimrätin Ursinus, eine vornehme Giftmischerin, deren verbrecherische Existenz wie eine auf dem Sumpfboden der raffinierten Kultur des damaligen Berlins aufgewachsene Giftpflanze erscheint. Im ganzen ist der Gesamteindruck des Buches bei aller Meisterschaft der Zeichnung im einzelnen doch unerfreulich. Daß ein tüchtiger Kern im Volke und in den gebildeten Klassen steckte, daß diese Zeit auch die Helden von 1813 schon unter sich sah, kommt nicht zur Anschauung.

Die Fortsetzung des Romans, Hsgrim, spielt in der Zeit der Franzosenknechtschaft und führt uns auf das märkische Land. Prachtvolle Kernfiguren sind der Schulze Köpke, der Rutscher Lamprecht und die derbe, rüstige Martha.

Wie in diesen trägen, schwerfälligen Naturen unter dem Druck und Schimpf der Fremdherrschaft allmählich Trotz und Haß erwachen, wie sie zu Schill gehen, um auf eigne Hand gegen die Franzosen zu kämpfen, das erlebt man mit und begreift man vollkommen. Aber in der Darstellung der Hauptfigur, des bärbeißigen Junkers Major von Quarwitz auf Iltiz, zeigt sich schon das Ermatten des reichen Dichtergeistes. Ursprünglich als ein Urbild starr aristokratischen, aber patriotischen Sinnes entworfen, handelt der Held durchaus unwahrscheinlich und seinem innersten Wesen widersprechend.

Auch in dem letzten Romane Dorothe, worin die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten als eine mattere Wiederholung der Geheimrätin Ursinus erscheint, die freilich nur bis zur Gedankensünde kommt, wiegt das Unerquickliche vor. Schon breitete eine verhängnisvolle Krankheit ihre dunkeln Fittiche über des Dichters Geist. Ein wiederholter Schlaganfall zwang ihn seit 1856, seine litterarische Thätigkeit ganz aufzugeben und nur seiner Gesundheit zu leben. Er zog nach Arnstadt, wo er ein Haus mit schönem Garten besaß, verfiel aber immer mehr in unheilbares Siechtum. Die rechte Hand und der rechte Fuß waren gelähmt, das Sprachvermögen hatte gelitten; er konnte sich nicht mehr verständlich ausdrücken. So brachte er über ein Jahrzehnt in hilflosem Zustande zu, von seiner Gattin, mit der er in kinderloser, aber sehr glücklicher Ehe lebte, mit treuester Liebe gepflegt. Zuerst gingen noch alte und neue Freunde im gastfreien Hause ein und aus, aber allmählich wurde es doch immer einsamer um den stillen Dulder.

Als letztes großes Ereignis seines Lebens drangen im Jahre 1871 noch die Siegesbotschaften unsrer Heere, die Kunde von dem neugefestigten Reiche deutscher Nation durch den dunkeln Flor, den sein Leiden ihm um Haupt und Sinne gelegt hatte. Mit Worten konnte er nicht mehr aussprechen, wie hoch es ihn beglückte, daß sein Jugendtraum zu herrlichster Erfüllung kam. Aber in seinen freudig glänzenden Augen sah man die tiefe Glücksempfindung, wie Moses sterbend noch in das Land der nationalen Verheißung zu schauen. Als ihm auf Antrag des Kronprinzen im Jahre 1867 der König den Hohenzollernschen Hausorden verlieh und damit eine Ehrenschuld der Dankbarkeit gegen den hochverdienten vaterländischen Dichter abzahlte, war der Greis freudig bewegt darüber, daß sich der König seiner erinnert hatte.

Am 16. Dezember 1871 starb er. Als zum erstenmale im neuen Deutschen Reiche die Weihnachtsglocken läuteten und die Lichterbäume durch die Winternacht glänzten, hatte der müde Pilger, der Sänger brandenburgischer Geschichte, die letzte Ruhestätte erreicht.

Niemand bezweifelt, daß vieles von den Schöpfungen unsers Dichters der Vergessenheit anheimfallen wird. Aber auch in seinen bessern Werken finden sich leicht in die Augen springende Mängel. Was die meisten Leser zuerst abschreckt, ist die Breite der Darstellung, die Undurchsichtigkeit der Composition und die ungleichartige Durchführung des Ganzen. Oft ermattet der Dichter weit vor dem Schlusse, und es gelingt ihm nicht immer, seine großen poetischen Gedanken rein durchzuführen. Und dennoch stellen ihn seine einzigartigen Vorzüge auch heute noch in die erste Reihe der Verfasser historischer Romane.

Man hat Wilibald Alexis den märkischen Walter Scott genannt, und man wiederholt heute bisweilen das Wort mit einem Anflug von mitleidigem Lächeln, indem man denkt, beider Epoche sei dahin. Unser Dichter gab zu diesem Vergleiche selbst den Anlaß, indem er durch eine persiflirende und eine

ernsthaft gemeinte Nachahmung des schottischen Dichters seine Laufbahn begann. Aber so gewiß Walter Scott dem jüngern Dichter die Rennbahn des historischen Romans gezeigt hat, so wenig ist die Bedeutung Härings mit dem Worte eines Nachahmers des Schotten erschöpft. Auf steilerem Wege hat, wie wir meinen, Alexis eine größere Höhe künstlerischer Charakteristik erklimmen. Wie viel leichter wurde es dem schottischen Edelmann, den Weg zu seinem Schaffensgebiet zu finden, als dem hugenottischen Schlesier, der in die Mark verpflanzt wurde. Einem uralten schottischen Clan entsprossen, nach dessen verfallener Stammburg Scott als Knabe alljährlich wallfahrtete, dessen Glieder seit Jahrhunderten mit der Sage und Geschichte der schottischen Marken aufs innigste verwachsen waren, dessen Familienzusammenhang noch lebendig fortbestand, begann Scott damit, die Ruhmesthaten seines Geschlechts zu verherrlichen und umfaßte allmählich das größere Vaterland. Stolz, in dem Felsboden, der ihn erzeugt hatte, fest zu wurzeln, verjüngte er seine Dichterkraft immer wieder durch die Berührung mit der mütterlichen Erde. Glücklicher, einem großen Volke anzugehören, das in ungebrochener Entwicklung durch romantische Kämpfe mit Achtung des Alten zu einem modernen Einheitsstaate erwachsen ist, durfte er sich nur unbefangen in die Überlieferung seines Geschlechts vertiefen, um allen Volksgenossen zum Herzen zu sprechen.

Wie anders bei Haring. Er mußte mit unsäglicher Mühe die Trümmer aufgraben, unter denen die verschütteten Quellen der vaterländischen Geschichte verborgen waren. Eine natürliche Vorliebe führte ihn schon früh zu vaterländischen Stoffen. Aber den rechten Weg, diese Gegenstände künstlerisch zu beleben, entdeckte er erst ganz allmählich. Die Beobachtung alter Soldatenoriginalen des fridericianischen Heeres, wie er deren einen im Korporal Lungenbrand in der „Schlacht von Torgau“ schildert, die Überlieferungen der hugenottischen Kolonie, der er entstammte, öffneten ihm zuerst das Auge für packendes Zeitkolorit, und der Erfolg zeigte ihm, was er vermochte. Von hier aus führte ihn tiefes Studium und kulturgeschichtliche Divinationsgabe in das märkische Mittelalter zurück, und aus den trocknen Berliner Urkundenregesten Zibicins, aus den fragmentarischen Chroniken des Hassitz und Creusing las er ergreifende Menschenchicksale und die ganze Lebensfülle einer längst vergangenen Kultur heraus. Indem er mit tiefem Naturgefühl dem märkischen Sandboden, seiner dünnen Heide, seinen einsamen Seenspiegeln poetisches Leben verlieh, hörte er, unter der Zauberweite der Heimatsliebe träumend, in der Aolsharfe ihrer Zweige die Stimmen von Jahrhunderten wieder. Und wie er uns die einfachen Reize der märkischen Natur, das äußere Leben der Vergangenheit nahe bringt, so ist ihm weiter die köstliche Gabe verliehen, das rätselhafte Weben der Volksseele vergangener Tage zu belauschen. Etwa nur Gustav Freytag hat es in gleichem Maße wie Alexis verstanden, die Stimmungen und Ahnungen des Volkes unter der Einwirkung der Zeiten bloßzulegen. Im Cabanis tritt uns das Fühlen der fridericianischen Soldaten nahe, im Roland die trotzigsten Gedanken der auffässigen Handwerker, in den Hosen des Herrn von Bredow sind die Ideen der Reformation meisterlich in dem Gemüte der Ritter, der Knechte und der Frauen verschiedenartig gespiegelt. Ein besonders feiner Zug ist in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ das sentimentale Fest der Hausvogteigefangnen mit dampfender Punschbowle unter ihrem Kerkermeister zu Ehren der hingerichteten Kindesmörderin, höchst charakteristisch für die schwächliche Humanität des Zeitalters. Und wie bezeichnend für die

Zeit des konfessionellen Gezänks ist in der Dorothe die Szene, wo der alte lutherische Übelsthäter auf der Galgenleiter mit seinem kalvinistischen Weichtvater in einen Disput über die guten Werke gerät.

Mit der Feinheit kulturhistorischer Seelenmalerei hängt die Kunst kraftvoller Charakteristik eng zusammen. Auf dem Höhepunkte seines Schaffens hat Wilibald Alexis darin Großes geleistet. Am besten gelingen ihm derbe Gestalten aus dem Volke oder dem Volksempfinden nahe stehende Charaktere wie die Junker des sechzehnten Jahrhunderts, im Roland von Berlin Barz Ruhlemy, der Ratsherr Niklas Perweniz u. a., im Cabanis der verlorne Sohn Gottlieb. Freilich stellt er sich öfter verwickelte Seelenprobleme, und dann gelingt ihm nicht immer die reine Ausgestaltung seiner Ideen. Eine merkwürdige Vorliebe hat er, wohl aus der Zeit seiner romantisch-ironischen Periode für Charaktere, die ein zwiespältiges Doppelleben führen, die etwas andres sind, als sie scheinen, und mit einer großen Lüge durch die Welt gehen. Die Ironie spielt schon eine große Rolle bei den harmlosen Schelmen, die er mit vieler Liebe schildert, wie dem in mutwilligen Strichen unerschöpflichen Raschmacher Henning Wolner und dem Barbier Hans Ferbig. Ins Dämonische spielt schon der wilde Hake von Stülpe, ein prachtvoller märkischer Mephisto. Am tiefsten — bis zur ergreifenden Tragik — ist das Problem eines solchen Doppellebens in der Gestalt des falschen Woldemar gefaßt; aber es scheint doch, als ob der Dichter selbst ein Vergnügen darin fände, den Leser geschickt zu äffen und ihn absichtlich in Unklarheit über die Echtheit des Mannes zu lassen. Ein höchst interessantes Gegenstück zum falschen Woldemar ist die Gestalt des tief verschlagenen Karls IV., das beste historische Charakterbild, das Alexis je gelungen ist. Auch sonst finden sich in des Dichters Werken überall derartige zweideutig schillernde Gestalten: von der Novelle Acerbi an, die der Dichter für sein bestes Jugendwerk hielt, wir wissen nicht recht, warum, bis zu der Geheimrätin Lupinus und dem Legationsrat Wandel in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und der Kurfürstin Dorothea im letzten Roman. Die seltsamste Schelmenfigur in dieser Reihe ist der französische Oberst Espignac im Tsegirim, der, einstmals Konditorssohn, Kellner, Komödiant und Kunstreiter in buntem Wechsel, jetzt als Kavallerieoffizier die krankhafte Manie hat, sich in eine altadliche Existenz hineinzulügen und den ehrenfesten, märkischen Edelmann zu täuschen versteht. Derartigen Schemen stehen aber die derben Kerngestalten aus märkischem Holze, an denen des Dichters Romane so reich sind, nur um so wirksamer gegenüber.

Schließlich kann man die Werke des märkischen Dichters nicht anders als mit dem liebenden Auge des Patrioten betrachten. Seine preußische Vaterlandsliebe, sein Preußenstolz hat ihn in der That erst herausgehoben über die Novellisten gewöhnlichen Schlags. Indem es ihn drängte, in den trüben, thatenarmen Jahrzehnten des Vaterlandes das Heimatsgefühl der Zeitgenossen zu beleben und zu erwärmen, gelang es ihm, die ungefunden Einflüsse seiner Jugendbildung zu überwinden und die romantischen Sputgestalten, die ihn bisher begleiteten, zu verjagen. So gesundete seine Muse, indem sie national wurde und sich mit dem festen Glauben an die hohe Bestimmung der Hohenzollern und ihres Staates erfüllte. Sein Patriotismus konnte nicht der beschauliche Walter Scotts sein, der sich wohlgefällig in die Zustände eines gewissen Volkslebens vertiefte, weil die Gegenwart ihn befriedigte, es war ein Patriotismus der Sehnsucht und des Kampfes, und so zeigten manche seiner

Werke „den brennenden Schmerz noch blutender Wunden.“ Eben darum muß das Andenken an diesen Dichterkämpfer in den Annalen unsrer nationalen Geſchichte unauslöſchlich verzeichnet ſein, und wenn er Zeit ſeines Lebens mit Neid auf des Schotten Schickſal ſah, den ſein Volk vergötterte und mit Ehren überhäufte, weil er ihre Vergangenheit poetiſch verklärt hatte, ſo mag die hundertſte Wiederkehr ſeines Geburtstags Preußen und Deutſchland an ſeine Pflicht dieſem Dichter gegenüber erinnern. Erfreulicherweiſe wird das Gefühl für dieſe Ehrensache des Vaterlands in weitem Kreiſen der Beſten unſers Volkes wieder wach. Der jüngſt erlaſſene Aufruf, zu Ehren Görings in ſeinem letzten Wohnort Arnſtadt ein Denkmal zu errichten, ſpricht dafür. Aber auch das Volk hat ihn nicht ganz vergeſſen; an den Wachtfeuern des Feldlagers klang 1870 aus dem Munde unſrer märkiſchen Jungen voller Luſt das echte Volkslied Wilibalds Fridericus Rex, und noch heute ſingt man es in den Kafernenſtuben.

In ihrem ganzen Beſtande werden ſeine Werke ſchwerlich die Zukunft überdauern. Darum iſt nichts herzlicher zu wünſchen, als daß, was ſchon Guſtav Freytag forderte, ſich ein Mann fände, der das Beſte aus Alexi's märkiſchen Geſchichten zu einem echten Volksbuche zuſammenſtellte.

Otto Tſchirch



## Studioſus Müller



r hieß in Wirklichkeit anders, aber ich nenne ihn ſo, weil ich nicht weiß, ob nicht noch Verwandte von ihm leben, denen etwas in dieſen Mitteilungen unlieb ſein könnte. Sie aber deßwegen ganz zu unterlaſſen wäre ſchade geweſen, da ſie von einer ſehr originellen Perſönlichkeit handeln.

Wir lernten uns vor beinahe vierzig Jahren in Erlangen kennen, in derſelben Verbindung; er war Brandſuchs, als ich einſprang. Es war eine Burſchenschaft. Er war Burſchenschaftler aus Überzeugung und nach lange vorher gefaßtem Entſchluß, und er war dorthin gekommen, weil es nur in Süddeutſchland wirkliche Burſchenschaften gäbe; ich wollte eigentlich zum Korps, änderte aber meinen Entſchluß inſolge äußerer Umſtände, hauptſächlich auch, weil ich von ihm gekittet wurde, und löſte ſpäter mein Verhältnis zu der Burſchenschaft.

Wir waren Landsleute. Sein Vater war hannoverſcher Offizier, Stadtkommandant in einer kleinen Garniſon, ſein Bruder war Leutnant; mit beiden ſtand er ſchon als Gymnaſiaſt in einem andauernden Standes- und Prinzipienkampfe, weil er nicht Offizier werden, ſondern ſtudiren wollte. Seine Familie war konſervativ, er Demokrat, und zwar blutroter. Hannover unter Georg V. und ſeinem Miniſter von Borries galt damals (1860) als der Sitz der ſtrengſten Reaktion, gegen die mein Freund ſchon als Junge alle Register zog. Unter ſeinen Miſchſchülern ſpielte er die Rolle des Volksfreundes, der er ſeine Standesvorurteile und Anſprüche zum Opfer gebracht hätte, und er that ſich darauf viel zu gute. Jurist konnte man mit ſeiner Geſinnung nach ſeiner Auffaſſung in ſeinem engern Vaterlande nicht